

Im Banne der Ngil

Altären, bleibt er bei uns wohnen in den Tabernakeln. Vor Anbruch unserer Sturmzeit hat uns der Himmel selbst durch den Mund des heiligmäßigen Papstes Pius X. dies Siegeszeichen verkündet: Die Rinder sollen früh, die Gläubigen oft kommunizieren, die Einsamkeit um die Tabernakel aufhören! Ein eucharistischer Frühling soll anbrechen, der allen Moder und alle Fäulnis der Zeit überwindet. Christus ist das Zeichen, gesetzt zur Auferstehung oder zum Untergang: Am Schicksal des eucharistischen Heilandes wird sich das Schicksal der Menschheit entscheiden.

Da sollte eine mächtige Bewegung wie ein Pfingststurm durch die Menschheit von heute gehen, ein einziger Schrei der Erlösung: Macht die Tabernakel weit auf! Aus dem Kreuzesopfer gehen alle Gnaden für die Rettung der Menschen und Völker hervor. Die hl. Messe, als Erneuerung des Kreuzesopfers, ist deshalb der Mittelpunkt unseres Gottesdienstes, die hl. Eucharistie die zentrale Wirklichkeit des gesamten katholischen Lebens und dessen überreiche goldene Schatzkammer.

Dieser eucharistische Geist ist aber eine unendlich große Gnade, deren Weg nach dem Willen Gottes vom Gebet bereitet, deren Vollbesitz ersleht und eropfert werden muß. Wir brauchen deshalb ein Heer von Vetern in allen Kreisen der Gesellschaft, daß die Christen, besonders unseres Vaterlandes, die Stimme der Päpste hören, die Bedeutung der Tabernakel verstehen möchten. Ein Heer von Vetern unter Priestern, Ordensleuten und Laien, Kindern und Erwachsenen, Armen und Reichen, Gesunden und vor allem unter den Kranken. Sie sollen dem eucharistischen Heiland den Weg bereiten, beten um das eucharistische Reich! Um die Gnade der Durchführung der Kommuniondekrete, um die Verbreitung der eucharistischen Einstellung!

Tritt auch du in dieses Veterheer ein! Es ist das herrlichste Apostolat, das Du üben kannst. Bete mit uns und mit den Tausenden um das eucharistische Reich!

Aber die Weise, wie Du beten kannst, höre folgende Vorschläge:

1. Oftmals das Stoßgebet: „Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme Dein eucharistisches Reich!“

2. Täglich ein „Ave Maria“ zur Mittlerin aller Gnaden.

3. Einen (bestimmten) Tag (z. B. den Donnerstag) jeder Woche mit all seinen Arbeiten, Leiden, Gebeten und Opfern und vor allem der hl. Messe und hl. Kommunion, wenn Du dazu Gelegenheit hast, dem Heiland in dieser Absicht aufopfern.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Schluß)

Er lügt“, scholl es aus den Reihen. „Glaubt ihm nicht!“ Von allen Seiten drang das Volk auf ihn ein. Er wollte sich zurückziehen. Elefas Mutter umklammerte seine Kniee. Ein Fußtritt stieß sie hinweg.

„Fluch dir, du grausamer Mensch“, schrie sie auf. „Fluch dir“, rief auch der alte Mtonga, „mögen die bösen Geister dich peinigen Tag und Nacht.“

Beherzte Burschen drängten Mune vorwärts. „Schieß ihn nieder“, ermunterten sie ihn, „du warst Mtongas bester Freund. Du mußt ihn rächen.“

Mune hatte den Kolben seines Gewehres unter den rechten Arm geklemmt. Der Lauf richtete sich auf Dambascholls Brust. Der Zeigefinger krümmte sich am

Abzug. Der Ngil sah es. Mit einem Satz war er in seiner Hütte und schob die Tür zu.

„Freunde, umzingelt das Haus“, rief Mune, „damit er nicht fortläuft.“

Sie folgten dem Befehl. Da gab es einen Knall, daß der Boden bröhlte. Das Dach des Hauses hob sich. Einige Dachmatten flogen zerrissen herunter. Dampf stieg aus der Öffnung des Daches, drang durch die Ritzen der Rindenwand.

Erschreckt wich das Volk vom Hause zurück. Der Ngil machte Medizin, und sie begann zu wirken. Wer weiß, ob sie nicht doch des Todes sind, wenn sie den Ngil nicht in Ruhe lassen? Wieder war es Mune, der die Furcht verscheuchte und die Wankenden zum Stehen brachte.

Er stemmte den Kolben seines Gewehres gegen eine Palme und drückte ab. Wirklich, er hatte gut geladen. Der Schuß wirkte erlösend. Da Mune sich nicht fürchtete, wollten auch die andern keine Angst zeigen. Die Eisenstücke hatten ein Loch in die Rindenwand geschlagen. Aber drinnen blieb alles ruhig. Der Ngil war mit seiner Weisheit am Ende. Er sah, daß es unmöglich war, das erregte Volk durch seinen Zauber zu erschrecken.

„Komm heraus, Ngil!“ begann die Menge von neuem. „Gib uns unsere Freunde wieder. Eleja, die Schöne, die Perle der Banoho. Utonga, den Starken, den Mann von Wahrheit und Mut.“

Sie riefen vergeblich. Der Ngil gab keine Antwort. In Mune stieg ein entsetzlicher Verdacht auf. Sollten Utonga und Eleja vielleicht auch in der Hütte sein? Und wenn der Ngil sie jetzt tötete?

„Freunde!“ rief er. „Wir stürmen das Haus. Vielleicht finden wir sie, die wir suchen.“

Mit dem Kolben stieß er die Tür ein. Seine Freunde folgten ihm. Sie fanden den Ngil am Boden liegend, eine Leiche. Nur ein kleiner Hautriß an seiner Linken war zu sehen. Er hatte sich mit einem vergifteten Messer verwundet.

„Der Ngil hat sich selbst getötet“, lief es von Mund zu Mund. Aber die Freude, von dem gefürchteten Tyrannen befreit zu sein, war nicht ungetrübt. Die Sorge um die Vermissten behielt die Oberhand. Wo sollte man sie suchen, da mit dem Tode des Ngil erst recht jede Spur verschwand?

Und noch ein anderes Schreckgespenst tauchte auf. Wie wird die Gilde der Zauberer die Nachricht vom Tode ihres Genossen aufnehmen? Ist nicht das ganze Volk ihrer Rache verfallen? Gedrückten Herzens schlichen sie ins Dorf zurück.

Da die Vertrauten des Ngil nicht anwesend waren, konnte seiner Leiche nicht die übliche Ehre erwiesen werden. Den Dorfleuten fiel es nicht ein, sich darum zu kümmern. Seine Weiber schaufelten ihm in seinem Hause ein Grab und verscharften ihn. Noch weniger hatten die Banoho Ursache, den Tod des Betrügers seiner Gilde mitzuteilen. Nachdem man die Ngil durchschaut hatte, wollte man nichts mehr mit ihnen zu tun haben.

Trotzdem erfuhren die Ngil das Vorgefallene sehr bald. In Eilmärschen kamen sie zur Beratung zusammen. Was man von der Küste zu hören bekam, war fast unglaublich. Ihre Macht schien dort gebrochen. Es mußten Maßregeln ge-

troffen werden, um sie wieder aufzurichten. Der jüngere Ngil der Ngumba, der gut zu Fuß war, erbot sich, als Gesandter nach Kribi zu gehen. Sein bester Schüler sollte ihn begleiten, um als Ngil bei den Banoho zu bleiben. Damit war die Versammlung einverstanden. Man empfahl ihm noch, einige Männer mitzunehmen, die ihm bei der Überführung der Leiche helfen könnten.

„Das werden die Banoho tun“, sagte er. „Ich werde sie zum Gehorsam zwingen. Sie werden bald erkennen, daß die Macht der Ngil größer ist, als sie sich einbilden.“

Als der Gesandte in Kribi eintraf, ging er sofort zu Dende und setzte ihm auseinander, wozu er gekommen.

„Was die Leiche angeht“, entgegnete der Häuptling, „könnt ihr machen, was ihr wollt. Was aber den neuen Ngil betrifft . . . wir wollen keinen. Das ist meine Antwort.“

Der Ngil war auf solche Schroffheit nicht gefaßt. Er fand nicht gleich Worte der Erwiderung.

Sie standen vor dem Hause. Der Ngil sah sich nach einem Sitz um. Es war keiner da, und Dende gab auch nicht Befehl, einen zu bringen.

„Werden wir in deinem Hause wohnen und bei dir essen können?“ fragte der Ngil.

„Ich habe euch nicht als Gäste eingeladen“, gab Dende zurück, drehte ihm den Rücken und ging.

Der Ngil fauchte vor Zorn. „Das wirst du bereuen, du frecher Mensch!“

Der Häuptling zuckte verächtlich mit den Schultern.

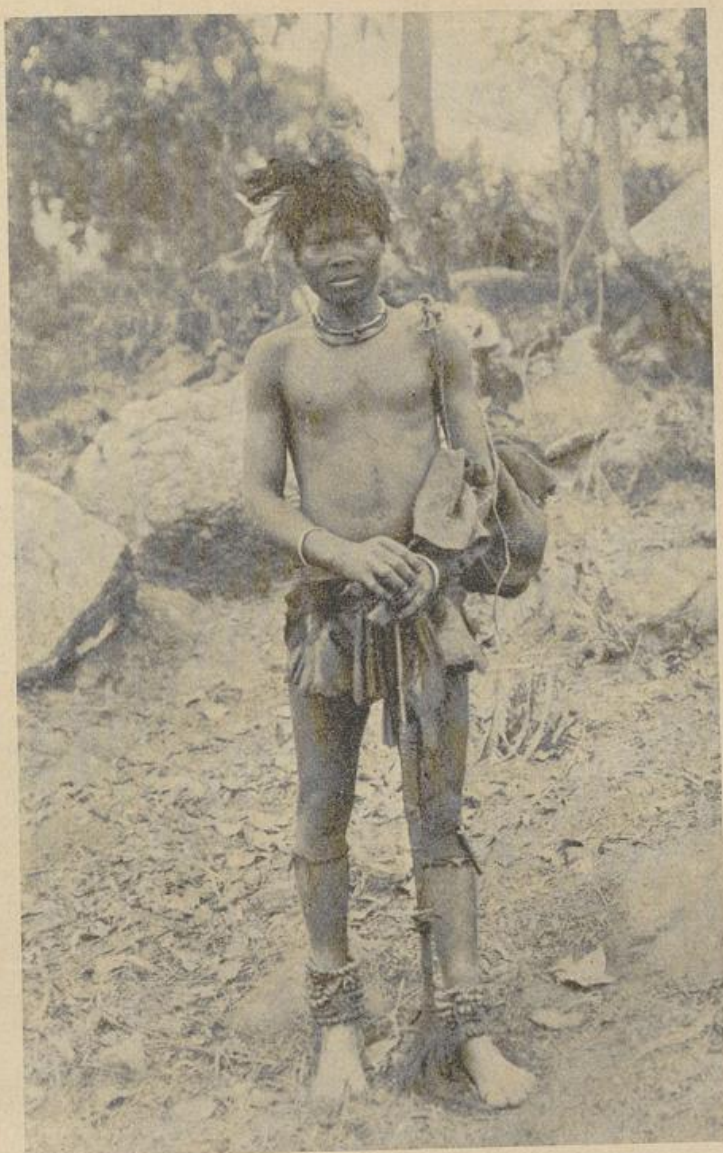
Die Trommel rief das Volk zusammen. Neugierig strömte die Menge herbei. Auch die Frauen ließen ihre Kassada liegen und kamen. Dende eröffnete die Versammlung.

„Der Ngil der Ngumba ist gekommen, um die Leiche Jambascholls mitzunehmen. Wir lassen ihn gewähren und sind froh, daß auch die Gebeine des Betrügers aus unserem Dorfe verschwinden. Er will uns aber auch einen Nachfolger Jambascholls hier lassen. . . .“

Wildes Geschrei unterbrach seine Rede. „Nie und nimmer! Fort mit ihm! Wir brauchen keinen Ngil! Wir bringen ihn um, wenn er hier bleibt!“

„Da hast du die Antwort des Volkes“, sagte Dende zum Ngil. Der aber gab sein Vorhaben nicht so leicht auf. Er wollte reden. Man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Jeder schrie, so laut er konnte, um den andern Mut zu machen.

Dende beruhigte die Menge. „Laßt ihn“, sagte er. „Er mag reden, was er



Banohojüngling

will. Wir tun nachher doch, was wir wollen.“

„Ja, laßt ihn reden. Wir wollen ihn hören und auslachen.“

„Fürchtet die Unsichtbaren, die euch den neuen Ngil gesandt haben“, rief der unwillkommene Gast. „Ihre Macht wird euch vernichten, wenn ihr nicht gehorcht. Ihr seid verantwortlich für den Tod Jambascholls. Die Abeltäter werden der Strafe nicht entgehen. Das Leben der Ngil ist heilig. Wer es antastet, wird von den Unsichtbaren gerichtet. Ich warne euch. Wenn ihr nicht hören wollt, ist die Rache unausbleiblich. . . .“

Da drängte sich Mune, mit einem knorrigen Stecken bewaffnet, zwischen den Zuhörern durch. Den Stock bedrohlich schwingend, trat er dem Ngil entgegen.

„Das wagst du uns zu sagen, du Lügner? Wir sollen den Ngil gehorchen, die unschuldige Kinder und alte Weiber ermorden?“

Dem Ngil war die Lage ungemütlich. Er wandte sich hilfesuchend an den Häuptling.

„Dieser Mensch ist verrückt. Laßt ihn binden, damit er nicht Unheil stiftet.“

„Ich bin nicht verrückt“, schrie Mune, auf den Utongas Mut übergegangen zu

sein schien. „Verrückt sind nur jene, die euch Lügern und Mördern glauben. Schweig!“ setzte er hinzu, als der Ngil Miene machte, sich zu verteidigen. Habe ich dich nicht gesehen, dich und deine Gilde, als ihr in den Ngumbabergen die Leute hingeschlachtet? Fort von hier, sonst erschlag ich dich!“

Er drang gegen ihn vor. Der Ngil wich zurück. Das Volk bildete eine Gasse, durch die er mit seinem Begleiter verschwand. Nun spotteten sie und lachten über ihn. Er, der mit seiner Macht geprahlt hatte, lief vor einem Stecken davon. Das gab auch den Denksaulsten zu denken.

Das Volk zerstreute sich. Der Ngil aber drückte sich mit seinem Begleiter zum Dorf hinaus. Bei Dambascholls Hütten suchte er dessen Frauen. Sie waren nicht da. Dende hatte sie zu ihren Familien heimgeschickt, um ihnen das Los Nyan-guakafas zu ersparen. Da verließen die beiden Ngumba das ungastliche Dorf, um es nicht wieder zu betreten.

In Kribi aber eilte eine neue Nachricht von Haus zu Haus und versetzte alle in freudige Spannung.

„Wer hat es gesagt? Wo ist er? Hast du ihn gesehen?“

„Nein, aber meine Frau erzählte mir, Manga hat ihn gesehen.“

„Wen denn? Was denn?“

„Hast du noch nichts davon gehört? Ntonga ist wieder da.“

„Ist's möglich? Und Elefa?“

„Ich habe nichts von ihr vernommen.“

Ntonga stand zur selben Stunde trauernd bei der Leiche seines Vaters. Die Sorge um den Verschollenen hatte den Alten krank gemacht; die Freude des plötzlichen Wiedersehens brachte ihm den Tod.

Mune und Pembe standen bei ihrem Freunde und versuchten, ihn zu trösten. Von Elefa sprachen sie nicht.

Erst als die Totenklage vorüber und der alte Ntonga der Erde übergeben war, nahmen sie den Freund beiseite und gaben ihm, so schonend als möglich, Kunde von ihrem Verschwinden.

Das war die schwarze Stunde in Ntongas Leben. Er saß wie vernichtet auf seinem Bette. Kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen. Mune ließ ihn nicht ohne Hoffnung. Er wollte ihm über den ersten Schmerz hinweghelfen. Elefa, so meinte er, wird bei ihren Verwandten in Rambo eine Zufluchtsstätte gesucht haben, um den Nachstellungen des Ngil zu entgehen. Sobald sie Nachricht von seinem Tode erhält, wird sie wiederkommen. Mune log. Er wußte es. Schon längst hatte Dende überall Nach-

forschungen angestellt, die ergebnislos waren. Sein gutes Herz drängte ihm die Lüge auf seine Zunge. Aber Ntonga hörte zu wie einer, der nicht mehr zu dieser Welt gehört. Er war überzeugt, Elefa war tot, war für immer für ihn verloren.

Der stille Gram, für den es keine Worte gab, warf ihn aufs Krankenlager. Tagelang lag er in wüsten Fieberträumen, fluchte und tobte, wies Speise und Trank zurück, oder weinte wie ein Kind. Pembe und Mune teilten sich in seine Pflege. Munes Mutter kochte ihm Tee aus gedörrten Kräutern, um das Fieber zu bannen. Aber was ihrer Kunst nicht gelingen wollte, das überwand zuletzt die Kraft, die in dem jungen Körper wohnte. Ntonga genas.

Vierzehn Tage nach seiner Rückkehr ging Ntonga zum ersten Mal im Schein der sinkenden Sonne mit Pembe und Mune am Strande auf und ab. Jetzt erst erfuhren die Freunde, wie es den Schergen des Ngil gelungen war, Ntonga zu ergreifen. Auch von seiner Flucht erzählte er.

Barnills Schuß hatte, trotz der gerühmten Treffsicherheit des Piraten, sein Ziel verfehlt. Ntonga kroch hinter der Felsgruppe ins Gebüsch und wunderte sich nicht wenig, daß niemand ihn verfolgte. Das Freudengeschrei der befreiten Sklaven lockte ihn wieder aus seinem Versteck hervor. Nun sah er, daß die Europäer und ihr Schiff verschwunden waren. Mit vielen andern zog er nach Viktoria. M. Thomson, dessen Schwiegervater bei den Duala missionierte, ließ ihnen sein Boot, das sie nach Duala brachte.

Unterwegs trafen sie mehrere Fischer, die zum Sanaga fuhren. Ntonga stieg in das Kanu eines Mannes über, der zur Sippe Ilaues gehörte. Von Malimba kam er dann zu Fuß in die Heimat zurück.

Mune und Pembe wetteiferten in Beweisen der Freude über seine Rettung und Rückkehr. Ntonga schüttelte betrübt das Haupt. „Meine Freunde“, sprach er, „nicht lange werde ich bei euch sein. Die Heimat ist mir nicht mehr, was sie früher war. . . .“

Mune fuhr ihm entrüstet in die Rede. „Schweig davon. Das lassen wir nicht zu. Du bist noch krank und kannst nicht Dienste bei den Europäern tun.“

„Hier werde ich nie gesund“, seufzte Ntonga.

„Du mußt dir die traurigen Gedanken an die Tote aus dem Kopf schlagen“, redete Pembe auf ihn ein. „Trau-

rigkeit und Trübsinn ändern die Sache doch nicht."

"Ich kann es nicht", beharrte Ntonga. „Jeder Stein, jedes Haus, jede Farm, der Strand, der Fluß, das Meer, alles ruft mir Eleša ins Gedächtnis. Wohin ich mich wende, finde ich, was mich an sie erinnert. Ich weiß es selbst, daß ich nicht so weiter leben kann. Ich muß zu vergessen suchen, was einmal unerreichbar ist. Aber hier kann ich es nicht."

"Gewiß kannst du das", entgegnete Mune. „Du mußt nur wollen. Komm mit zur Jagd. Geh dem Wildschwein nach durch Busch und Sumpf, warte auf die gefleckte Antilope an ihrem Wege. Das bringt dich auf andere Gedanken."

"Was Ntonga sagt", bemerkte Pembe, „ist nicht unrichtig. Fortgehen von dem Orte, wo man Leid erfahren, scheint mir ein gutes Mittel, es zu vergessen. Ich an deiner Stelle würde zu den Malimba gehen. Sie achten dich. Der Häuptling . . ."

"Nur das nicht", unterbrach ihn Ntonga. „Dort ist die arme Misa, die den Verstand verloren hat. Ich mag nicht an sie denken. Sprecht nicht mehr davon."

"Dann geh nach Süden zu den Bapuhu", fuhr Pembe fort. „Du wirst dort vergessen. Du wirst ein Mädchen finden, das dir gefällt. Später kommst du wieder und führst sie als Gattin in dein Haus."

"Nein, das ist alles nichts. Ich muß weiter fort von hier. Ich will aufs Meer, zu den Weißen. Bin ich unter andern Menschen, dann wird es besser mit mir werden. Vielleicht komme ich später wieder zurück, vielleicht auch nicht."

"Und das sprichst du so ruhig aus?" jagte Mune unwillig. „An deine Freunde denkst du nicht? Weißt du nicht, daß wir in Traurigkeit leben werden, wenn du fort bist?"

Dende kam ihnen entgegen. Mune überschüttete ihn sofort mit der Neuigkeit.

"Was ist das?" rief der Häuptling aus. „Da tust du nicht recht, Ntonga. Wir brauchen dich hier. Du hast den Kampf mit dem Ngil gewagt und hast gesiegt. Das Volk ist durch dich von der Verräterei und den Lügen der Ngil überzeugt worden. Die Leute glauben dir. Aber die Ngil werden versuchen, wieder Boden bei uns zu gewinnen. Wir brauchen Männer, die das Volk bewahren, es aufklären, es führen. Du bist dafür geeignet."

"Häuptling, du machst mich traurig. Ich weiß, daß das Volk noch sehr am alten Wahne hängt, daß ein kleiner

Wind genügt, es zum Schwanken zu bringen. Ich kann es nicht ändern."

"Du kennst die Lehren der Weißen. Verkünde sie uns. Wir werden dir glauben."

"Nein, ich kenne sie noch nicht genug. Aber wenn ich Priester finde, werde ich sie bitten, hierher zu kommen."

"Und unterdessen haben die Ngil wieder ihre alte Macht erlangt", warf Mune dazwischen.

"Ihr, meine Freunde, seid fest überzeugt von der Ohnmacht der Ngil. Ihr werdet das Volk vor ihnen bewahren."

"Du redest so klug, Ntonga", sagte der Häuptling, „daß dir niemand widerstehen kann. Ja, es ist besser für dich, wenn du gehst. In der Fremde wirst du vergessen. Ich aber werde in Trauer meine Tage verleben."

"Wäre es nicht so traurig, was wir erlebt haben, ich ginge nicht fort."

"Wann wirst du uns verlassen?" fragte Dende tonlos. Seine Gedanken weilten bei Eleša. Er hatte die Tochter verloren, nun verlor er einen Mann, der ihm lieb war wie ein Sohn.

"Mit dem nächsten Schiff, das an die Küste kommt", entgegnete Ntonga, „wenn es mich als Diener annimmt."

"Ich hoffe, daß das Schiff noch lange auf sich warten läßt."

Drei Tage später kündete eine kleine Rauchsäule am Horizont die Annäherung eines Schiffes. Es fuhr nach Bapuhu. Nach eiligem Abschied machte sich Ntonga auf den Weg dorthin. Seine Freunde standen am Strande mit Tränen in den Augen. Der Beste der Banoho war von ihnen gegangen.

IV.

Allen gegenteiligen Befürchtungen zum Trotz hatte nun Korvettenkapitän James Raffles einen ausgezeichneten Abschluß seiner Expedition zu verzeichnen. Mit diesem Lorbeer konnte er getrost in den Ruhestand zurücktreten, . . . wenn es ihm ratsam erschien. Zu Hause gab es einen glänzenden Empfang, huldvolle Audienzen, ein besterntes Bändchen und . . . Beförderung.

Daran hatte er selbst nicht im Ernst gedacht. Es war eine große Überraschung, als er am Tage nach einer äußerst ehrenvollen Einladung beim Divisionskommandeur das dienstliche Schreiben empfing. Sechs Wochen später erhielt er den Befehl, als Kommandant eines großen Kreuzers eine Reise in die indischen Gewässer zu unternehmen. Sein Stern war aufgegangen.

Auch Johnson war durch ein buntes Bändchen mit einem goldenen Etwas ausgezeichnet worden. Das ganze Offizierskorps heuchelte Reid, und Johnson mußte tief in seine Tasche greifen, um seinen Kameraden das Ersäufen dieses häßlichen Lasters zu ermöglichen. Dank der unbegrenzten Verschwiegenheit eines Adjutanten des Divisionärs erfuhr er auch, daß seine Beförderung in nächster Zeit bevorstehe. Vorerst wurde er für einige Monate zu einem großen Panzerschiff abkommandiert.

Raffles ließ es sich nicht nehmen, vor seiner Abreise nach Indien die Offiziere der „Möwe“ zu einer Familienfeier einzuladen. Johnson schwamm in der Nordsee. Die andern aber fanden sich vollzählig ein.

Harriet und Louisa schienen nach der Beförderung ihres Vaters noch um einen Hauch schöner geworden zu sein, was man kaum für möglich gehalten hatte. Brown und Williams wenigstens behaupteten es so. Und die mußten es wissen. Die andern Offiziere wußten auch mancherlei. Vor allem, daß die beiden Freunde beim Kommandanten Hahn im Korb waren, bei Frau Gemahlin einen dicken Stein im Brett hatten und von den Töchtern schrecklich bevorzugt wurden.

Zu einer Verlobung kam es indes nicht. Williams war zu schüchtern, und Brown gedachte sich die Sache noch zu überlegen. Aber Fräulein Louisa besaß eine nette Münzensammlung, wofür Leutnant Williams geradezu schwärmte. Und Brown kramte tagelang in den Aktenschränken seines väterlichen Geheimrats und sahndete nach alten Freimarken, um die Sammlung Fräulein Harriets zu bereichern. So spannen sich die Fäden zarter Freundschaft hinüber und herüber, und wer sich auf solche Dinge verstand, vermochte das Ende nicht unschwer vorauszusehen.

Acht Monate nach der Heimkehr aus Afrika wurde Johnson Korvettenkapitän und bekam die „Möwe“ zugleich mit dem Auftrag einer neuen Reise nach Westafrika. So erhielten Brown und Williams ihren alten Kameraden wieder. Wie er sich als Kommandant ihnen gegenüber stellen würde, mußte abgewartet werden. Zu ihrer Freude merkten sie bald, daß er der „Alte“ nicht nur geworden, sondern auch geblieben war. Nach dem feierlichen Empfang an Bord nahm er sie mit sich in seine Kabine.

„So, Kinder, nun möchte ich zunächst wissen, was es auf der „Möwe“ Neues gegeben hat.“

„Das ist nicht leicht gesagt, Herr Kommandant“, sagte Brown.

„Halt. Ein Wort im Vertrauen. Wenn wir drei unter uns sind, will ich von Titel und Würde nichts hören. Ich kenne Sie beide als tüchtige Offiziere und bin überzeugt, unsere Kameradschaftlichkeit wird den Dienst nicht gefährden. So, und jetzt, Williams, wie steht es mit Ihrer Gesundheit?“

„Danke, gut. Ich habe eine tüchtige Kur durchgemacht und hoffe, sie wirkt nachhaltig.“

„Freut mich. In der letzten Zeit, auf der Heimreise aus Afrika meine ich, war nicht mehr viel mit Ihnen los. Und“, setzte er hinzu, „verlobt hat sich keiner?“

„Das hat noch Zeit“, entgegnete Brown lachend. „Wir grünes Gemüse wollen Ihnen nicht vorgreifen.“

„Können Sie gar nicht mehr.“

„Wa . . . as? Nun, dann herzliche Gratulation.“

„Danke! Bevor wir in See stechen, werde ich Ihnen eine junge Dame vorstellen, der an der glücklichen Heimkehr der „Möwe“ sehr viel gelegen ist.“

„Donnerwetter, hätte ich das gewußt!“ sagte Brown mit komischem Ernst.

„Ja“, meinte Williams, „Sie sind schuld. Sie waren der Ältere und mußten mit gutem Beispiel vorangehen.“

Die „Möwe“ hatte in Las Palmas Kohlen eingenommen und dampfte, vom besten Wetter begünstigt, nach Süden. Offiziere und Mannschaften, die in Winterkleidung die Heimat verließen, hatten ihre Tropen-Uniformen hervorgeholt. Schon auf den Inseln fanden sie schönsten Sommerwetter, und je weiter man nach Süden kam, desto mehr machten sich die Tropen fühlbar.

Brown und Williams waren dienstfrei und ergingen sich an Deck. Auch der Kommandant schloß seinen Aktenschrank und gesellte sich ihnen bei, um den schönen Abend zu genießen.

„Wollen wir uns nicht ein wenig setzen? Ja? . . . Heda, Steward, bring mal ein paar Sessel her. Hier an Steuerbord wollen wir der untergehenden Sonne nachsehen.“

Der Schwarze, der auf den Ruf des Kapitäns herbeisprang und die geflochtenen Madeirastühle herantrug, war Atonga.

„Ich finde es poesievoll“, begann Johnson das Gespräch, „mich in den Tropen von einem Neger bedienen zu lassen.“

„Das ist es unstreitig“, stimmte Brown zu. „Das braune Gesicht gehört zur Tropensonne wie das Schweizer-

häuschen in eine Gebirgslandschaft. Nur . . . ich weiß nicht . . . mir kommt der Bursche bekannt vor. Das Gesicht muß ich schon mal gesehen haben.“

„Sie sprechen meine Gedanken aus“, sagte Williams. „Eben zerbrach ich mir den Kopf, wo das gewesen sein könnte. Erinnere mich aber nicht.“

„Unmöglich ist das nicht“, meinte der Kommandant. „Vielleicht ist es einer von den Leuten, die wir voriges Jahr dem Sklavenhändler abnahmen. Aber fragen Sie ihn doch.“

sich alle gleich. Ich wenigstens würde keinen von den Befreiten wiedererkennen.“

„Aber wohl nur deswegen nicht“, meinte Brown, „weil wir zu viele auf einmal vor Augen hatten. Das Mädchen, das uns auf die Spur des Piraten brachte, würde ich zweifellos aus Tausenden herausfinden.“

„Ja, die allerdings“, nickte Johnson. „Sie war auch eine aus Tausenden. Was mag aus ihr geworden sein?“

„Ich denke, sie wird die Heimat auf-



Ein P. Missionar unterrichtet einen aussätzigen Neger vor seiner Hütte im Urwald

Williams winkte Utonga heran, der sich nach Erledigung seines Auftrags zurückgezogen hatte und an der Keling stand.

„Sag, mein Sohn, habe ich dich nicht schon früher einmal gesehen?“

„Ja, Herr! Und den Herrn“ — er deutete auf Brown — „sah ich auch. Damals, als ich den Weißen hierher brachte, den die Banoho töten wollten.“

„So? Das warst du? Nun, dann wissen wir ja“, setzte er zu den andern Herren gewandt hinzu, „warum uns das Gesicht so bekannt vorkam.“

Utonga trat auf seinen vorigen Platz zurück.

„Sie reden von bekannten Gesichtern“, nahm der Kommandant das Gespräch wieder auf; „mir scheint, Neger sehen

gesucht haben. Von St. Isabel nach Kribi ist es nicht weit.“

„Von Millner haben Sie nie mehr gehört?“ fragte Williams.

„Aufgehängt ist er“, entgegnete Johnson, „regelmäßig aufgehängt. Ich hab's kurz vor der Abreise in der Zeitung gelesen. Er war nach Venezuela gegangen. Paßt ja für solche Vögel gerade. Hat dort irgendwas mit einem Schwarzen gehabt und wurde von der Volksmenge gleich am nächsten Baum gehängt.“

„Der Krug, der zum Wasser geht“, sagte Williams.

„Und die graue Gans, die endlich auch gebraten wird“, setzte Brown hinzu.

„Und die Welt ist einen Vagabunden los“, schloß der Kommandant.

Am Tage vor Weihnachten herrschte auf der Mission zu St. Isabel große Freude. Die Katechumenen, deren Vorbereitung für das Christentum beendet war, sollten getauft werden. Pater Ignaz, der Obere der Niederlassung, hatte ihnen den letzten Unterricht erteilt. Sie standen vor der Kirche und warteten auf das Zeichen zum Beginn der lang ersehnten Feier.

Endlich hallte der Ruf der kleinen Glocke vom Kirchendach herab. So freudig hatte sie ihnen noch nie geklungen, so willig waren sie ihr noch nie gefolgt. Ihre Gesichter strahlten. Pater Ignaz kam.

Zuerst führte er die Knaben in die Kirche hinein. In der Nähe der Tür mußten sie stehen bleiben. Dann folgten die Mädchen und wurden auf der andern Seite aufgestellt. Die Erwachsenen erhielten ihren Platz in der Mitte. Die schwarzen Lehrer und ihre Frauen übernahmen das Patenam.

Pater Ignaz ging zur Sakristei und kehrte zwei Minuten später mit Chorrock und violetter Stola bekleidet zurück. Die erhabene Feier begann.

Es sind sinnreiche Zeremonien, die den Taufakt einleiten und vorbereiten. Jedes Wort, jede Handlung hat ihre Bedeutung. Der Glaube an den dreieinigen Gott, das Bekenntnis zur Kirche mit ihren Heilmitteln, die Reinigung von der Sünde und das Streben nach einem tugendreichen Leben, das ist der tiefe und ernste Sinn der heiligen Feier.

„Erorcizo te . . . ich beschwöre dich . . .“ Andächtig, gesenkten Hauptes standen die Täuflinge da. Pater Ignaz hatte ihnen den Inhalt und die Bedeutung der heiligen Handlung erklärt. Sie wußten, was mit ihnen geschah.

„Ich beschwöre dich, unreiner Geist . . .“ Nichts Unreines kann Gemeinschaft haben im heiligen Tempel Gottes. Schon an der Pforte des Gotteshauses soll er weichen, der Geist der Verneinung und Lüge. . . „Recognosce sententiam tuam . . .“, das Urteil ist gefällt. Gottes Gnade hat seine Auserwählten aus Tausenden, die im Heidentum leben, zur Taufe gerufen. Sie treten heraus aus dem Bannkreise Satans; sie schließen sich dem Heerbanner Christi an, entschlossen, seiner Fahne zu folgen, seine Gebote zu erfüllen.

„Ingredimini in templum Dei . . . So tretet denn ein in den heiligen Tempel Gottes“, es sei euch das Sinnbild des Eintritts in die Gemeinschaft seiner Gläubigen.

Pater Ignaz hatte das Ende seiner violetten Stola auf den Arm des ihm

zunächst stehenden Täuflings gelegt, und in langer Kette folgten sie alle seinem Rufe und zogen dem Altare entgegen, zu dessen rechter Seite der Taufbrunnen stand.

„Credo in Deum . . . Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde . . .“

Ein Chor vieler Stimmen schallte durch die heiligen Hallen — „und ein ewiges Leben. Amen. Vater unser . . .“ Die Täuflinge umgaben, in derselben Ordnung wie vorher, den Priester, der neben dem Taufbrunnen stand.

„Widersagt ihr dem Teufel?“

„Wir widerjagen!“

„Und alle seinen Werken?“

„Wir widerjagen!“

„Und alle seiner Pracht?“

„Wir widerjagen!“

„Glaubt ihr an Gott, den allmächtigen Vater . . .? Glaubt ihr an Jesus Christum . . .? Glaubt ihr an den Heiligen Geist, eine heilige katholische Kirche . . .?“

„Wir glauben, wir glauben.“

„Wollt ihr getauft werden?“

„Ja, wir wollen es!“

Während das Taufwasser die Häupter der ersten neigte, knirschten Schritte im Sande vor der Kirche, und durch die offenstehende Tür traten zwei Offiziere ein. Utonga begleitete sie. Das Geräusch drang nach vorn. Einige Augenpaare wandten sich dem Eingang zu, flogen aber schnell wieder zurück. Pater Ignaz hatte nichts davon bemerkt.

Die Offiziere und ihr Begleiter nahmen in den hintersten Bänken Platz und betrachteten das Schauspiel vor ihren Augen. Die Täuflinge traten nacheinander an den Taufstein heran und beugten das Haupt darüber. Wuchtig klangen die Worte des Paters: „Ego te baptizo . . .“ Leise plätscherte das Taufwasser in dem weiten Becken. Man hörte den Atem der Täuflinge.

Als die Knaben und Männer getauft waren, folgten die Mädchen.

Utongas Augen wanderten über die Reihe der Täuflinge, ob nicht ein Bekannter darunter sei. Zuletzt hasteten sie an einer Mädchengestalt, die am Ende der Reihe nahe den Frauen stand. Der Anblick dieses Mädchens verwirrte ihn. Oder war es der Gedanke an jene, der sie ähnlich sah?

Es ist gut, dachte er, daß ich ihr Gesicht nicht sehen kann. Nun hat sie mich an Elefa erinnert. Ihre Größe, ihre Gestalt, die Art, wie sie das Haar trägt, stimmen mit ihr überein. Genau so würde Elefa aussehen, wenn sie, die Taufe erwartend, unter den Mädchen stände.

Ach, stände sie dort! Daß der Vorwurf von mir wiche, der mich durchs ganze Leben verfolgt. . . Warum taufte ich sie nicht? Sie bat darum. Ich dachte nur an mich. Nun hat der Ngil sie gemordet. Und sie war nicht Christin. Durch meine Schuld. . .

Sein Haupt sank auf die Brust herab. Sein Antlitz barg sich in den Handflächen. Niemand sollte die Tränen sehen, die über seine Wangen strömten.

Das Mädchen aber, das die Veranlassung zu Ntongas Gedankengängen geworden war, stand unbeweglich wie eine Bildsäule dem Taufstein gegenüber. Ihr Herz möchte überschießen vor Freude und Dank gegen Gott. So nah dem Augenblick, den sie so lange schon ersehnt! Und doch . . . und doch!

Ihre Augenlider senkten sich, ihr Blick ging in die Ferne. Nun war sie an der Reihe. Die Frauen gingen an ihr vorüber. Sie bemerkte es nicht. Vor ihr lag der Heimatstrand, vom Gold der Abendsonne umflossen. Sie sah einen Jüngling vor sich stehen, wie sie heute gebeugten Hauptes am Taufstein standen. Sie schöpfte Wasser aus der rollenden See, die ihre Füße bespülte, und goß es über sein Haupt. Heute verstand sie seinen Glauben, seine Freude, daß er ein Christ war. Er hatte ihr den Weg gezeigt. Wie wäre sie in der Fremde geblieben, wenn nicht die Sehnsucht nach dem Christentum sie dazu angetrieben hätte. . .

Die Taufpatin störte sie. „Komm, der Vater wartet auf dich.“ Sie trat an den Taufstein.

„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

War's nicht, als ob das Herz seinen Schlag verlangsamte aus Ehrfurcht vor dem Geheimnis, das sich an ihr vollzog?

Als sie wieder das Haupt erhob, flog ihr Blick zum Altar. Nun bin ich ein Gotteskind. So hatte Ntonga gesprochen, so frohlockte es jetzt in ihrem Herzen. Nun erst konnte ich gleichberechtigt neben Ntonga stehen, doch . . . er ist nicht mehr.

Wie ist das Menschenherz so arm, daß es in Stunden größter Freude oft tiefstes Weh verkostet muß!

Wo war er jetzt, der Mann, dem sie ihr größtes Glück verdankte? Nicht einmal in der Heimat Erde fand er ein Grab. Von türkischer Kugel war sein Leben zerstört. Am fremden Strande bleichten seine Gebeine. . . Wie glücklich könnte sie sein, wäre er nicht gestorben.

Brown und Williams hatten sich erhoben und verließen die Kirche. Ntonga

folgte ihnen. Noch einmal suchten seine Augen das Mädchen, das ihn an Eleša erinnert hatte. Gerade verließ sie den Taufstein. Einen kurzen Augenblick sah er ihr Gesicht. Wie ein elektrischer Strom zuckte es durch sein Herz. Was war das? Er rieb sich die Augen. Als er wieder aufblickte, stand das Mädchen bereits an ihrem Platz und drehte ihm den Rücken zu. Furcht und Hoffnung und Zweifel im Herzen wankte Ntonga ins Freie.

Die beiden Offiziere gingen auf dem Kirchplatz auf und ab. Sie wollten dem Obern der Mission einen Besuch machen und warteten auf sein Erscheinen. Ntonga stellte sich in der Nähe der Tür auf, wo er sowohl die Herren als auch den Eingang zur Kirche im Auge behalten konnte.

Vergeblich suchte er sich einzureden, daß er einem Trugbild nachgehe. Vergeblich bewies er sich, daß Eleša unmöglich noch am Leben sein könne. Sein Herz überschrie alle Zweifel. Es zwang ihn, stehen zu bleiben, zu harren, sich zu überzeugen.

Nun traten die Neuchristen aus der Kirche. Heilige Weihe umschwebte sie, himmlische Freude strahlte auf ihren Gesichtern. Gespannt schaute Ntonga nach der Pforte, ungeduldig. Wo blieb sie, auf die er wartete? Alle kamen heraus, nur diese nicht. . . War es doch nur Täuschung, was er zu sehen vermeint? Hatte sich der Himmel nur einen Augenblick geöffnet und einen Engel gesandt, ihn zu grüßen?

Doch . . . wie konnte er sie übersehen! . . . Da stand sie, mitten auf der Treppe und sah über ihn weg aufs Meer hinaus.

War das Eleša, oder war sie es nicht? War es ihr Geist? Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Irrlichter flimmerten vor seinen Augen. In seinen Ohren ein Brausen und Rauschen. Er möchte ihr entgegenfliegen und wagt es nicht. Er möchte rufen und kann es nicht. Warum sieht sie nicht nach ihm? Kennt sie ihn nicht?

Sie tritt eine Stufe herab, eine zweite.

Da preßt sich all sein Hoffen und Zweifeln, all sein Fürchten und Sehnen zusammen in das eine Wort: „Eleša!“

Schüchtern klingt der Ruf und fragend. Aber sie hat ihn gehört und die Stimme des geliebten Mannes erkannt. Sie fragt nicht, ob es möglich ist; sie fürchtet nicht, daß es Täuschung ist. Sie eilt auf ihn zu.

„Ntonga!“

Hand schlingt sich in Hand. Sie schauen sich an und wissen nichts zu reden. Für

solche Freude gibt es keine Worte. Nur die leuchtenden Augen verraten des Herzens überlauten Schlag.

Sie gingen zum Meeresstrande hinab.

„Wie gut ist Gott mit uns, wie gut!“ begann Eleja nach langem Schweigen. „Nun wäre mir die Heimat wieder lieb, trotz des Ngil und seiner Gesellen.“

„Der Ngil ist tot. Er machte seinem Verbrecherleben selbst ein Ende. . . .

Und Mune und Pembe und dein Vater, wie würden sie sich freuen, dich wieder zu sehen!“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Ach, Mtonga“, bat sie, „laß uns heimwärts ziehen.“

„Du hast dem Wunsche meines Herzens Worte verliehen. Ja, wir kehren in die Heimat zurück!“

Majestätisch sang das Meer seinen ewigen Choral. . . .

Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche

Spruchwort — wahres Wort. Die Sprichwörter, welche meistens in knapper Form eine Wahrheit zum Ausdruck bringen, geben uns einen Einblick in die Anschauungen und den Charakter eines Volkes. Die Japaner, wie die meisten ostasiatischen Völker (Chinesen, Koreaner usw.) besitzen eine große Menge meist sehr treffender und interessanter Sprichwörter. Im folgenden geben wir davon eine Auslese, indem wir zu weniger leicht verständlichen einige Worte der Erklärung oder ein entsprechendes deutsches Sprichwort beifügen:

1. Die Liebe ist gewaltig wie der Tod, Eifersucht grausam wie das Grab.
2. Ein Frosch im Brunnen weiß nichts vom großen Weltmeere.
3. Selbst Robo-dai-schi macht einen Schreibfehler. („Selbst der Weiseste kann sich irren.“)
4. Auf Bäumen sucht man keine Fische.
5. Viele gehen nach dem Schatzberge und kehren mit leeren Händen heim.
6. Schwalben und Sperlinge verstehen nichts von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse.
7. Von der Klinge aus bildet sich der Rost. (Selbstverschuldetes Unglück. „Jeder ist seines Glückes Schmied.“)
8. Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.
9. Aber ihre eigene Person sind auch Wahrsager im ungewissen.
10. Neue kommt nicht vor der Tat.
11. Unbedacht fällt in den Graben.
12. Weidenzweige bricht kein Schnee. (Nachgiebigkeit).
13. Für den Mund ist kein Tor gemacht.
14. Wenn die Henne kräht, stürzt das Haus zusammen. (Ungewöhnliches Ereignis).
15. Wenn du Eile hast, mache einen Umweg. („Eile mit Weile.“)
16. Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel.
17. Wenn der Bissen durch den Schlund gegangen ist, ist die Hitze vorüber.
18. Der Ehebund der Mandarineneiten ist innig. (Die Mandarineneiten gelten in Japan und China als das Symbol der ehelichen Liebe und Treue).
19. Wenn der Teufel nicht zu Hause ist, wird große Wäsche gehalten. (Sut man sich göttlich. — „Wenn die Kake nicht zu Hause, tanzen die Mäuse.“)
20. Wenn von dem Abwesenden die Rede ist, zeigt sich sein Schatten.
21. Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.
22. Biedere Leute haben viele Kinder.
23. Auch Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“)
24. Der Löwe schickt sein Junges ins Tal; lasse das Kind reisen, welches du liebst. (Außer Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)
25. Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon billiger. (Weil er verzogen ist.) (Mon ist die kleinste japanische Scheidemünze; etwa ein Viertelpfg.
26. Erziehung ist besser als gute Familie.
27. Smaragd und Kristall glänzen nur, wenn geschliffen.
28. Erdbeben, Donner, Feuer und den Vater muß man am meisten fürchten.
29. Selbst die Krähe vergilt die Wohltaten der Eltern. (Kindl. Dankbarkeit).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben